

»Da sind wir Deutsche, hier sind wir Türken. Das ist schon manchmal schwer.«

Lebensstrategien Jugendlicher mit Migrationshintergrund in
marginalisierten Stadtteilen: Ein Perspektivwechsel

Miriam Yildiz

DER STADTTEIL ALS STIGMA

Im öffentlichen Diskurs wird für Stadtteile, in denen MigrantInnen oder sozial schwache Familien leben, eine Reihe von Begrifflichkeiten verwendet. Es wird von segregierten, marginalisierten, stigmatisierten Stadtvierteln oder Stadtteilen mit besonderem Erneuerungsbedarf gesprochen. Zumeist handelt es sich dabei um Wohnorte, die einen schlechten Ruf haben und oft eine desolate Infrastruktur aufweisen (vgl. dazu ausführlich Ottersbach 2004; Ottersbach/Zitzmann 2007).

In diesem hegemonialen Diskurs werden solche Stadtviertel in erster Linie als desorganisiert und chaotisch betrachtet und mit Begriffen des Mangels und der Schwäche beschrieben. Oft werden dabei die ungewöhnlichsten Aspekte des Lebens in diesen Stadtteilen herausgegriffen und generalisiert. Als Maßstab wird dazu ein gut »durchmisches«, mittelschichtorientiertes Viertel herangezogen – als Idealfall urbanen Zusammenlebens. Wenn nun in solchen marginalisierten Stadtquartieren auch noch mehrheitlich Migrationsfamilien leben, bekommen solche Debatten eine ethnisierende und dramatisierende Wendung (vgl. Bukow 1996). Schnell ist die Rede von Parallelgesellschaften oder ethnischen Ghettos. Die Diskussion erhält sogleich einen panischen und apokalyptischen Unterton (vgl. Tsianos 2013). Es bleibt nicht aus, dass diese Deutungen in die Alltagspraxis zurückfließen und den Blickwinkel verschiedener AkteurInnen beeinflussen und strukturieren (können).

DIE HERKUNFT ALS STIGMA

Jugendliche, die in solchen Stadtvierteln leben und aufwachsen, können sich diesem vorstrukturierten Blick freilich nur schwer entziehen. Die Jugend ist seit jeher Zukunftsträger. Das Verhalten von Jugendlichen wird nicht nur im Kontext aktueller Geschehnisse interpretiert, sondern soll darüber hinaus Aufschluss über zukünftige Entwicklungen geben. Damit stehen sie unter besonderer Beobachtung der Öffentlichkeit. Die Jugendphase ist ein Lebensabschnitt, der ohnehin durch das Austesten eigener und fremder Grenzen geprägt ist. Identitäten werden entwickelt, modifiziert und schließlich verworfen. Krisen werden produziert und überwunden. Jugendliche, egal welcher Herkunft, fallen auf – Jugendliche mit Migrationshintergrund jedoch in besondere Weise, denn ihnen wird oft von vornherein eine abweichende und negative Entwicklung unterstellt. Dieser Blickwinkel verändert sich auch dann nicht, wenn sie schon in der zweiten oder dritten Generation in Deutschland leben. Trotz allem, so die Deutung, hätten sie häufig einen erhöhten Hang zur Kriminalität, seien desorientiert oder stark religiös. Insbesondere muslimische Mädchen mit Migrationshintergrund werden zudem in klassische Opferdiskurse eingespinnen. Die Ursache hierfür ist schnell identifiziert: Ihre »präinatale Migration« und damit einhergehende, quasi genetische Verankerung der Herkunftskultur. Anstatt »richtig« Deutsch zu sprechen, unterhalten die Jugendlichen sich in Bussen und Bahnen regelmäßig in einem Gemisch aus verschiedenen Sprachen – oft zum Ärger Mitreisender. »Deutsche« werden abfällig als »Kartoffeln« bezeichnet, die eigene enge Verbundenheit mit dem Herkunftsland der Eltern oder Großeltern wird hingegen vordergründig hochgehalten. Die Mädchen und jungen Frauen tragen modisch auf die Kleidung abgestimmte Kopftücher. Regelmäßig wird, wenn nicht einmal die zugewanderte Jugend Bereitschaft zur Integration zeigt, der Untergang des Abendlandes diagnostiziert. Das vermeintliche Versagen oder soziale Probleme bei Migrationsjugendlichen werden also nicht selten auf ihre kulturelle Ausstattung zurückgeführt. Dieses Deutungswissen nennt Mark Terkessidis ein »ethnologisches Rezeptwissen« (vgl. Terkessidis 2010: 134). Es wird davon ausgegangen, dass Migrationsjugendlichen »eine Art genetisches Herkunftswissen« (ebd.: 77) aufweisen würden. Ökonomische und soziale Krisen werden auf diese Weise als ethnisch-kulturelle Krisen interpretiert, um daraus wiederum spezifische Interventionsmöglichkeiten zu konzipieren. Solche Grundannahmen über Migrationsjugendliche orientieren sich an der Idee, Differenzen zu erzeugen, sie als ethnisch zu kodieren und sie dann als herkunftsbedingt zuzuschreiben. Faktisch handelt es sich hier um kulturrassistische Diskriminierungspraktiken, welche Jugendliche aufgrund zugeschriebener Merkmale abwerten und an den Rand der Gesellschaft drängen (vgl. Castel 2009). Zweifelsohne wirkt sich jene rassistische Deutungspraxis negativ auf Verortungspraktiken betrof-

ferer Jugendlicher aus. Bleibt der gesellschaftliche, pädagogische, schulische oder politische Blick auf dieses eine Deutungsschema verengt, so können die Lebenswirklichkeiten und Alltagspraktiken von im Stadtteil lebenden Migrationsjugendlichen nicht erfasst werden. Wichtige Ressourcen und Potenziale werden ignoriert oder gar als defizitär hingestellt. Lässt man sich jedoch auf einen Perspektivwechsel ein, so gewinnt man häufig einen anderen Eindruck.

Um den jugendlichen BewohnerInnen marginalisierter Stadtviertel unvoreingenommen begegnen und ein unaufgeregtes und anerkennendes Bild ihrer Lebensrealität zeichnen zu können, ist es erforderlich, ihre individuelle Lebenspraxis in den Fokus zu nehmen und aus ihrer Perspektive zu rekonstruieren (vgl. Clarke et al. 1979), eine Perspektive, die die Jugendlichen nicht als Objekte gesellschaftlichen Wandels betrachtet, sondern als handelnde Subjekte, die auf ihre Weise ihre gesellschaftliche Normalität erzeugen (vgl. Kahveci 2103: 44). Sichtbar werden auf diese Weise Lebensstrategien, die die betroffenen Jugendlichen unter marginalisierenden und diskriminierenden strukturellen Bedingungen vor Ort entwickeln. Werden diese Strategien und Kompetenzen bzw. »Selbstpositionierungen« (Römhild 2007: 165ff.) in den Mittelpunkt gerückt, so können sie als Ausgangspunkt für pädagogisches, sozialarbeiterisches oder politisches Handeln dienen. Inwiefern die betroffenen Jugendlichen jene Stigmatisierungen und Zuschreibungen aufgreifen und verarbeiten, welche Möglichkeiten und Spielräume sie haben und nutzen und aus welcher Perspektive sie jene Stigmatisierungen betrachten könnten, möchte ich im Folgenden exemplarisch anhand eines Interviews verdeutlichen.

Im Rahmen meines Dissertationsprojektes, welches sich mit Lebensstrategien Jugendlicher mit Migrationshintergrund in marginalisierten Quartieren beschäftigt, habe ich Interviews mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen durchgeführt, die in Chorweiler leben und dort aufgewachsen sind. Chorweiler ist ein Stadtteil im Kölner Norden, der in den 1970er Jahren als klassische Trabantenstadt entstanden ist. Seine Architektur ist durch zahlreiche Hochhäuser geprägt. Die Bevölkerungsstruktur zeichnet sich durch einen hohen Anteil von Menschen mit Migrationshintergrund aus. In der Öffentlichkeit genießt Chorweiler einen schlechten Ruf und macht in der Presse immer wieder Schlagzeilen.

PINAR (21), JAMILA (21) UND LARA (22)

Den Kontakt zu Pinar, Jamila und Lara habe ich über ein örtliches Jugendzentrum hergestellt. Die drei erklärten sich nach einiger Überlegung bereit, ein Gespräch mit mir zu führen – unter der Bedingung, dass sie alle drei zusammen bleiben können. Diesem Wunsch kam ich gerne nach. Die drei sind auch privat enge Freundinnen, was sich auch in dem sehr offenen Interview

widerspiegelt. Zu Beginn der Interviews schilderten mir alle kurz ihre Lebensgeschichten.

Pinar und Lara sind beide in Köln geboren. Ihre Eltern kommen ursprünglich aus der Türkei. Jamila ist in Togo geboren, lebt aber schon in Deutschland, seitdem sie ein Kleinkind ist, und ist seit ihrem 10. Lebensjahr in Köln. Pinar und Jamila besuchen gemeinsam ein Berufskolleg, um ihr Fachabitur zu machen. Lara hat ihr Fachabitur bereits abgeschlossen und befindet sich in einem Berufsvorbereitungsjahr.

CHORWEILER – EIN GHETTO?

Die jungen Frauen beginnen schnell über ihren Stadtteil und die damit verbundene Stigmatisierung zu berichten:

»Pinar: Man hat ja ein ziemlich schwaches Bild von Chorweiler. Wir werden immer als Assi abgestempelt und ... ne?

Lara: Ja, aber ich find, das ist nicht so.

Pinar: Ich find das ist nicht so hier. Es gibt zwar Hochhäuser hier, okay, die wurden ja früher auch für Asylanten gemacht. Also mehr für die nicht so viel Geld haben.

Jamila: Aber heutzutage ist das find ich nicht mehr so.

Pinar: Klar, gibt's mal hier, mal da Assis. Aber ich finde die gibt's überall.

Lara: Ja.

I: Und du sagst als Assi abgestempelt? Von wem denn?

Pinar: Ja man hat so ein schlechtes Bild von Chorweiler. Wegen Hochhäuser und Ghetto-kinder, Ghettofamilien vielleicht. Asozial. Also, ich mein, ist nicht wirklich immer so. Also, wir selbst ... sie hat ja schon ihr Abitur. Wir sind grad dabei. Wir haben uns, find ich, gut integriert hier in Deutschland.

Jamila: Ich denke die, die Chorweiler nicht kennen, denken halt, ich weiß nicht, weil hier viele Ausländer leben, vielleicht auch deswegen das schlechte Bild.« (S. 6, Z. 27-S. 7, Z.3)

Die drei sind sich einig. Von Chorweiler habe man gemeinhin ein sehr negatives Bild, welches der Realität jedoch nicht entsprechen würde. Sie sehen sich mit diskriminierenden Zuschreibungen konfrontiert, zu denen sie sich positionieren müssen (»Wir werden immer als Assi abgestempelt«). Dazu nehmen sie eine verteidigende Haltung ein und versuchen Erklärungen zu finden. Der Ruf des Stadtteils eile der Wirklichkeit voraus. Die Architektur trage wohl einen Teil dazu bei, vielleicht auch die Tatsache, dass in Chorweiler viele »Ausländer« leben würden. Auf jeden Fall haben diese Bilder über Chorweiler negative Auswirkungen für ihr Leben. So berichten im weiteren Verlauf des Interviews alle drei, dass sie bereits die Erfahrung gemacht haben, dass ihr

Wohnort zu einem Nachteil für sie wurde, sei es in Vorstellungsgesprächen oder in Situationen, in denen sie neue Menschen kennenlernen:

»Pinar: Ja, zum Beispiel im Urlaub. Da wissen sogar, wenn die selbst aus Hamburg kommen, aus Berlin, wenn man sagt »Ich komm aus Chorweiler!«, dass die sagen »Ohh, bist auch so ein Assi-Mädchen?« (S. 7, Z. 19-21)

Von den negativen Bildern über Chorweiler grenzen die drei sich eindeutig und entschieden ab. Sie würden sowohl dem Klischee von »GhettobewohnerInnen« nicht entsprechen und empfinden auch den Stadtteil keineswegs als negativ und gefährlich. Sie erklären sich im Interviewverlauf immer wieder mit ihrem Stadtteil solidarisch. Vielmehr entwerfen sie ein Gegenbild, in dem Chorweiler zu einem ganz gewöhnlichen Stadtteil wird, der leider einen schlechten Ruf hat. Trotz aller Kritik finden sie viele gute Seiten an ihrem Stadtteil. Als positive Gegenbeispiele für das Leben in Chorweiler verweisen sie so beispielsweise immer wieder auf ihre eigene vorbildliche Integrationsleistung.

INTEGRATION UND ANERKENNUNG

Die eigene erfolgreiche Integration wird im weiteren Verlauf des Interviews mehrfach thematisiert. Pinar hält in diesem Zusammenhang ein hitziges Plädoyer, aus dem ihr Unmut über die aktuelle Situation, mit der sie sich konfrontiert sieht, sehr deutlich spricht:

»Pinar: Ich meine ... wir machen hier auch Schule. Wir stoßen uns nicht von den Deutschen ab und sagen, wir wollen nix. Wir sprechen die Sprache auch fließend finde ich. Vielleicht haben wir manchmal Grammatikfehler, aber ich meine, dass wir nicht so scheu sind. Keine Ahnung, wir sind so, wir leben wie ihr. Andere Türken repräsentieren uns so anders so. So asozial. Die machen das kaputt, die klauen, die machen Schlägerei. Aber wir präsentieren wieder was ganz anderes. Wir wollen ja hier ... Wir sagen ja nicht z.B., wir machen jetzt Schule und danach wollen wir Hausfrau werden. Der Staat gibt ja sowieso Geld. So sind wir ja nicht. Wir bewerben uns fleißig und ich möchte auf jeden Fall arbeiten. Ich möchte auf keinen Fall Hausfrau sein. Als ich möchte nicht vom Staat leben. Auf keinen Fall. Deswegen sind wir ja auch nicht hier. Nur andere haben so ein Bild davon, in der Türkei geht's den Leuten bestimmt nicht gut, deswegen kommen die hierhin, wollen das Geld vom Staat, machen 3, 4, 5, 6, 7, 8 Kinder, aber so sind wir ja nicht. Also ich meine vielleicht waren unsere Eltern so, weil die keine Möglichkeit hatten zu arbeiten. Die hatten keinen Abschluss, nichts. Aber wir haben die Möglichkeit, jetzt hier Schule zu machen, Ausbildung zu machen. Wir sind hier aufgewachsen, sprechen die Sprache. Deswegen finde ich, ist das vielleicht für uns ein bisschen einfacher. Nur

manchmal sehen das Lehrer nicht so. Manchmal gibt's doch Ausländerfeindlichkeit, ne?» (S. 11, Z. 35-S. 12, Z.6)

Die Mädchen verweisen auf ihre Bemühungen, sich zu integrieren und anzupassen. »Wir leben wie ihr«, sagt Pinar, und gibt damit zugleich Auskunft über ihre Fremdheitserfahrungen und das Gefühl, nicht dazuzugehören. Sie tun alles, um den Anforderungen der Mehrheitsgesellschaft zu entsprechen. Sie sind hier aufgewachsen, sprechen die Sprache, wollen selbstständig und unabhängig leben. Dennoch wird ihnen die Zugehörigkeit zur Mehrheitsgesellschaft verweigert und aufgekündigt. Hinzu kommt ihre besondere Rolle als Frauen mit Migrationshintergrund. Ihr stetiger Verweis auf Unabhängigkeit und Selbstständigkeit kann auch als Abgrenzung zu dem oft zitierten Opfermythos der unterdrückten muslimischen Frau gedeutet werden. Sie haben sich in dieser Hinsicht gleich doppelt zu beweisen: Zum einen als Personen mit Migrationshintergrund, die sich in die hiesigen Verhältnisse integrieren und der Gesellschaft nicht zur Last fallen, zum anderen als Frauen mit Migrationshintergrund, die sich weder als unterdrückt und gefangen in patriarchalen Familienstrukturen verstehen, noch von einem Leben als stumme Hausfrau, umgeben von einer Kinderschar träumen.

Zugleich wird ein bestimmtes Verständnis von Integration deutlich: Integration interpretieren sie als Assimilation. Hervorgehoben wird in diesem Kontext die Sprachkompetenz als Indikator für gelungene Integration. Mit Kritik gegenüber der Mehrheitsgesellschaft sind sie hingegen allgemein eher sparsam, auch wenn eine solche an manchen Stellen durchscheint. Die Abgrenzung vom Bild der faulen, delinquenten oder hilfslosen AusländerInnen erfolgt durch eine klare Parteinarbeit für die deutsche Mehrheitsgesellschaft. Diese Forderung, sich zu verorten, Partei für die eine oder andere Seite zu ergreifen, ist eine typische Zwangssituation für Menschen mit Migrationshintergrund. Ihr Spielraum ist deutlich begrenzt: Sie können sich entweder als AnwältInnen der MigrantInnen einsetzen und ihre eigene vermeintliche Andersartigkeit dadurch deutlich markieren. Oder sie ergreifen Partei für die Mehrheitsgesellschaft und erheben sich zu RichterInnen der Integration, sich selbst stets als Präzedenzfälle präsentierend. Dabei befinden sich Mädchen wie Pinar, Jamila und Lara in einem besonders ambivalenten und grotesken Spannungsfeld – schließlich haben sie selbst nicht einmal Migrationserfahrungen (vgl. Terkessidis 2004).

Mit Fragen der eigenen Zugehörigkeit und Identität sehen sich Pinar, Jamila und Lara ständig konfrontiert. Sie beschreiben das Gefühl, sich nirgendwo zugehörig zu fühlen und immer wieder daran erinnert zu werden, dass sie einfach anders sind, fremd sind. Fremd sowohl in Deutschland als auch in der Türkei. Insbesondere Pinar und Lara verorten sich dennoch zunächst primär als Türkinnen. Was diese Verortung für sie bedeutet und wie diese Kategorie

in ihrem Alltag mit Leben gefüllt wird, wird im Verlauf des Interviews nicht so recht deutlich. Türkin zu sein, scheint zum einen »familiär überliefert«, zum anderen eine Reaktion auf die konsequenten Ausgrenzungserfahrungen in Deutschland, ihrem primären Wohnort:

»Pinar: Also in der Türkei bin ich z.B. keine Türkin für die Türken. Das heißt dann z.B.: ›Die Deutschen kommen.‹ Wenn wir jetzt dahin gehen, dann heißt es nicht, dass die Familie kommt, sondern die Deutschen kommen. Weiß ich nicht. Da sind wir Deutsche, hier sind wir Türken. Das ist schon manchmal schwer. Ich finde das manchmal traurig, dass man uns mit anderen Augen anschaut. Man kann doch nicht alle unter eine Decke stecken. Es gibt natürlich mal solche Türken und mal solche Türken. Genauso wie mal so Deutsche und mal so Deutsche. Nicht alle Deutsche sind Engel, die keine Straftaten begehen. Die sollten aufhören, so jeden gleich zu sehen.« (S. 14, Z. 21-28)

SCHOOL IS OPEN?

Alle drei geben an, in ihrer Schulzeit Benachteiligung erlebt zu haben. Bildung und Aufstieg ist für sie ein wichtiger Wert, welcher – im Rahmen der Möglichkeiten – auch durch die Familie gefördert worden sei. Pinar und Jamila besuchten beide eine Gesamtschule, welche sie mit einem Hauptschulabschluss verlassen haben. Alle entschieden sich, direkt im Anschluss ihre Schullaufbahn weiterzuführen, um mindestens ein Fachabitur zu erreichen. Als Motivation geben sie zum einen ihren eigenen Willen an, zum anderen die Bestärkung durch ihre Eltern. Pinar berichtet:

»Pinar: Ich wollte, ich hatte schon immer Ziele vor meinen Augen. Ich wollte nie irgendwie im Einzelhandel arbeiten, oder Frisör. Nur mit den Noten hat's nicht geklappt. An Mathe hat's gescheitert. Und danach hab ich gesagt, na gut, hol ich meinen Realabschluss nach. Und danach wollte ich auch gar keine Ausbildung anfangen. Ich wollte auf jeden Fall zuerst mein Abitur zu Ende machen. Mein Vater meinte auch, ich soll auf jeden Fall machen, man weiß ja nie, was mal ist. Vielleicht willst du in zehn Jahren mal studieren, deswegen hab ich gesagt: ›Ok!‹ Und jetzt mach ich mein Abitur.« (S. 2, Z. 24-30)

Die Tatsache, dass sie ihr Fachabitur nicht auf direktem Weg erlangt haben, sehen insbesondere Pinar und Lara unter anderem in der ungerechten und rassistischen Behandlung durch das Lehrpersonal begründet:

»Pinar: Also noch ein Beispiel, z.B., wir hatten noch eine Freundin, sie war Deutsche. Sie hat sich ständig ... also bei den Vokabeltests, da haben alle ständig 5 und 6 geschrie-

ben. Und danach hat die Deutsche eine 5 geschrieben, sie hat eine 5 geschrieben und ich hab eine 5 geschrieben. Dann hieß es: »Aber *sie* hat gelernt! Ich weiß das.«

Lara: Das hat man gesehen. Bei *uns* hat man das aber nicht gesehen.

Pinar: Aber bei *ihr* hat man das gesehen, obwohl wir dieselbe Punktzahl, vielleicht hatte sie sogar ein, zwei Punkte weniger als ich. Aber es hieß, *sie* hätte sich angestrengt. *Wir* nicht. Und dann merkt man doch schon so.« (S. 12, Z. 39-S. 13, Z.4)

Alle drei erzählen, dass sie schon oft versucht hätten, diese Ungleichbehandlung zu thematisieren und auf die wahrgenommene Ungerechtigkeit hinzuweisen. Mit ihren Beschwerden seien sie nicht ernst genommen worden:

»Pinar: Wir regen uns ständig auf.

Jamila: Man beschwert sich zwar bei denen, aber das hilft ja eh nicht.

Pinar: Dann heißt es: »Wir sind verbeamtet.« (S. 14, Z. 12-16)

Der Satz: »Wir regen uns ständig auf« gibt einen Hinweis auf die Emotionen von Jamila, Pinar und Lara. Sie sind wütend, sie fühlen sich ungerecht behandelt. Trotz dieser Erfahrung, bei gleicher Leistung schlechter beurteilt zu werden, präsentieren sie sich weder resigniert noch hoffnungslos. Die Bemühungen werden verstärkt. Auf verästelten Wegen versuchen sie trotz aller Widrigkeiten, einen Bildungsaufstieg zu erreichen. Die schulische Ungleichbehandlung führen sie auf ihren Status als »Ausländer« zurück. Trotzdem wird Leistung und Bildung als wichtiges Mittel zur persönlichen Integration gesehen. Bildung dient als Türöffner in die Mehrheitsgesellschaft und heraus aus dem stigmatisierten und benachteiligten Stadtteil. Diese Leistungsbereitschaft und der damit erhoffte soziale Aufstieg können als weitere Umgangsstrategie interpretiert werden. Leistung erscheint zunächst entkoppelt von benachteiligenden Faktoren wie Alter, Geschlecht, sozialer oder ethnischer Herkunft und wird zu einem neutralen und unabhängigen Mittel der Selbstverwirklichung. Damit positionieren sich die drei jungen Frauen gegen gesellschaftliche Zuschreibungen, die sie zu Chancenlosen oder Schmarotzern degradieren. Zwar sind jene benachteiligten Faktoren damit weder aufgehoben noch abgeschwächt, jedoch werden sie zu überwindbaren Faktoren, welche ihre aktuelle Lebenssituation zu einer vorübergehenden und damit zu einer ertragbaren Situation macht (vgl. Riegel 2004).

BEING INCONSPICUOUS – ZUKUNFTSWÜNSCHE

Pinar, Jamila und Lara wünschen sich für die Zukunft vor allem eines: Unabhängigkeit und Unauffälligkeit. Sie wollen ihre Schule erfolgreich abschließen, eine Ausbildung oder ein Studium beginnen, anschließend einen Job

finden und eine Familie gründen. Zentral ist bei diesen Wünschen stets die eigene Emanzipation. Die Betonung liegt auf Selbstständigkeit. Sie wollen sich weder vom Staat noch von einem Mann aushalten lassen. Sie möchten unauffällig sein und ein ganz normales Leben führen – so wie alle anderen auch. Sie streben nach einer »Normalisierung« (vgl. ebd.). Dazu möchten sie auf jeden Fall weg aus den Hochhäusern, vielleicht in ein kleines eigenes Haus. Dabei geben sie sich bescheiden. Ihre Wünsche sind nicht überheblich – was sie auch betonen. Wichtig ist ihnen, dass es eine realistische Chance gibt, diese Ziele auch zu erreichen. Auf die Frage, was sie an den Hochhäusern stören würde, antwortet Jamila: »Ja das Aussehen. Gott wie groß. Dieser Aufzug. Was weiß ich. Das erste, was ich immer denke, ist, hoffentlich schaffe ich es hier raus. Nie wieder dieses Haus sehen (alle lachen).« (S. 16, Z. 36-38)

FAZIT

Das Interview mit Pinar, Jamila und Lara zeichnet ein Bild von drei jungen, ambitionierten Frauen, die unter restriktiven und prekären Bedingungen Strategien entwickeln, um mit Diskriminierung umzugehen und um sozialen Aufstieg zu erreichen. Die Diskriminierungs- und Ausgrenzungserfahrungen sowie das Stigma, welches ihrem Wohnort anhaftet, haben deutlichen Einfluss auf ihr Leben und prägen ihre Zukunftsvisionen und Handlungsstrategien maßgeblich. Es lässt sich von einem »Habitus der Überlebenskunst« (Seukwa 2006) sprechen. Über Umwege gelingt es den Dreien, ihre gewünschten Bildungsabschlüsse zu absolvieren und ihren Träumen und Visionen ein Stück näher zu kommen. Sie arrangieren sich mit der benachteiligenden schulischen Situation, mit dem Leben in unliebsamen Hochhäusern oder den fortwährenden rassistischen Ausgrenzungserfahrungen. Statt zu resignieren, verdoppeln sie ihre Bemühungen, statt zu verzweifeln, werden sie wütend. Deutlich wird: Es sind keine ethnischen oder kulturellen Besonderheiten, die ihr Leben beeinflussen, sondern die besonderen Bedingungen, mit denen die drei in ihrem Lebensumfeld konfrontiert sind. Statt jedoch ihre vorhandenen Kompetenzen ernst zu nehmen, reagiert das Umfeld ausgrenzend. Die Erzählungen von Pinar, Jamila und Lara beinhalten zudem wiederkehrende Versuche, »eine Perspektive für sich zu entwickeln, die man auch als Individualisierung aus der Negation charakterisieren könnte«, wie Werner Schiffauer es beschreibt. Damit verweist er auf eine »Art der Selbstverortung, die eher ausdrückt, was man *nicht* ist, als das, was man *ist*« (1997: 154) – also nicht kriminell, nicht asozial, nicht unterdrückt nicht abweichend, nicht schlecht.

Durch eine subjektorientierte und unvoreingenommene Auseinandersetzung mit den Erfahrungen der drei jungen Frauen wird deutlich, dass sie sich mit ihrer Situation auseinandersetzen, kreative und stärkende Perspektiven

und Blickwinkel entwickeln und dem klassischen Bild des perspektivlosen und unterdrückten »Assi-Mädchens« in keiner Weise entsprechen.

AUSBLICK

Um diese alltagsweltlichen Lesarten zu verstetigen, brauchen wir einen Blickwinkel, der das Leben in marginalisierten Stadtquartieren und die individuellen Lebenspraktiken der BewohnerInnen im gesamtgesellschaftlichen und globalen Kontext verortet, diskutiert und unterschiedliche Dimensionen des gesellschaftlichen Lebens zusammenführt. Dazu gehört auch ein intersektionaler Fokus, der verschiedene Ungleichheitskategorien wie Wohnort, Alter, Geschlecht, sexuelle Orientierung oder Religion nicht ignoriert.

Bezogen auf amerikanische »Ghettos« schlägt beispielsweise Wacquant einen institutionalistischen Ansatz vor und meint damit, dass das Leben in diesen Stadtteilen anders funktioniert, als von außen zunächst vermutet und wahrgenommen. Ghettos definiert er als eine »soziale Form«, die auf eine andere Organisation des Lebens in solchen Stadtvierteln hinweist (vgl. Wacquant 2012: 73). Was von außen als Desorganisation wahrgenommen wird, scheint bei näherer Betrachtung eine andere Form des urbanen Lebens zu sein (vgl. Wacquant 1998: 201), eine Lebensform, die unter sehr schwierigen gesellschaftlichen Bedingungen organisiert wird. Diese Perspektive ist auch übertragbar auf Stadtviertel, die als marginalisiert gelten. Wenn man solche Stadtteile nicht als eine Ansammlung von Problemen und Krisen betrachtet, sondern als eine soziale Form, so gelange man zu dem Ergebnis, dass jene Stadtviertel nicht etwa unter desintegrativen und chaotischen Strukturen leiden, sondern schlicht einer anderen Alltagslogik und Regelmäßigkeit folgen, die für die BewohnerInnen relevant sind.

Aus dieser Sicht kann man andere Erkenntnisse generieren, als gemeinhin angenommen. Die BewohnerInnen werden mit strukturellen und strategischen Zwängen konfrontiert, haben eingeschränkten Zugang zu Institutionen, die Stadtquartiere verfügen über eine desolate Infrastruktur. Sie sind darüber hinaus mit Diskriminierungen, z.B. aufgrund ihrer Herkunft, ihres Geschlechts oder ihres Wohnortes konfrontiert. Folglich entwickeln die BewohnerInnen, in diesem Fall die Migrationsjugendlichen, besondere Lebensstrategien und neue urbane Kompetenzen (vgl. Ipsen 2004). Die Aufmerksamkeit sollte nicht auf die spektakulärsten Geschehnisse, sondern vielmehr auf die banalen und alltäglichen Handlungen gerichtet werden. Mythen wie »Integration« oder »Assimilation« verhindern, dass neue Erzählungen, marginalisierte Geschichten und subversiv-politische Strategien von Jugendlichen überhaupt erkannt und verstanden werden. Sie sagen wenig darüber aus, wie die konkreten Alltagspraktiken in solchen Quartieren aussehen, wie Jugend-

liche unter restriktiven und diskriminierenden Bedingungen leben, sich arrangieren und Zukunftsvisionen entwickeln. Solche Konzepte können über Lebensentwürfe, Verortungsprozesse, Ängste, Hoffnungen, Leidenschaften und deren Ausdrucksformen in der Alltagswelt von Jugendlichen keine Auskunft geben. Eben diese Alltagswelt stellt sich jedoch wesentlich vielschichtiger dar als gemeinhin oft angenommen. Mit Judith Butler könnte man von einem »postsouveränen Subjekt« sprechen (vgl. Butler 1991).

LITERATUR

- Bukow, Wolf-Dietrich 1996: Feindbild Minderheit: Zur Funktion von Ethnisierung, Opladen.
- Butler, Judith 1991: Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt a.M.
- Castel, Robert 2009: Negative Diskriminierung. Jugendrevolten in den Pariser Banlieus, Hamburg.
- Clarke, John u.a. 1979: Jugendkultur als Widerstand, Frankfurt a.M.
- Ipsen, Detlef 2004: »Babylon in Folge – wie kann der städtische Raum dazu beitragen, kulturelle Komplexität produktiv zu wenden«, in: Walter Sieben (Hg.): Die europäische Stadt, Frankfurt a.M., 253-269.
- Kahveci, Cagri 2013: »Migrationsgeschichte, Kämpfe und die Politik der Affekte«, in: Duygu Gürsel/Zülfukar Çetin/Allmende e.V. (Hg.): Wer MACHT Demo_kratie? Kritische Beiträge zu Migration und Machtverhältnissen, Münster, 43-57.
- Ottersbach, Markus 2004: Jugendliche in marginalisierten Quartieren. Ein deutsch-französischer Vergleich, Wiesbaden.
- Ottersbach, Markus/Zitzmann, Thomas (Hg.) 2007: Jugendliche im Abseits. Zur Situation in französischen und deutschen marginalisierten Stadtquartieren, Wiesbaden.
- Riegel, Christine 2004: Im Kampf um Zugehörigkeit und Anerkennung. Orientierungen und Handlungsformen von jungen Migrantinnen, Frankfurt a.M.
- Schiffauer, Werner 1997: Fremde in der Stadt, Frankfurt a.M.
- Seukwa, Louis Henri 2006: Der Habitus der Überlebenskunst. Zum Verhältnis von Kompetenz und Migration im Spiegel von Flüchtlingsbiographien, Münster u.a.
- Terkessidis, Mark 2004: Die Banalität des Rassismus. Migranten zweiter Generation entwickeln eine neue Perspektive, Bielefeld.
- Terkessidis, Mark 2010: Interkultur, Frankfurt a.M.
- Tsianos, Vasilis 2013: »Urbane Paniken. Zur Entstehung des antimuslimischen Urbanismus«, in: Duygu Gürsel/Zülfukar Çetin/Allmende e.V. (Hg.): Wer

MACHT Demo_kratie? Kritische Beiträge zu Migration und Machtverhältnissen, Münster, 22-42.

Wacquant, Loïc J.D. 1998: »Drei irreführende Prämissen bei der Untersuchung der amerikanischen Ghettos«, in: Wilhelm Heitmeyer/Rainer Dollase/Otto Backes (Hg.): Krise der Städte, Frankfurt a.M., 194-210.

Wacquant, Loïc J.D. 2012: »Ethnische Schließung. Eine soziologische Spezifikation des Ghettos«, in: Polar, Zeitschrift für politische Philosophie und Kultur, Frühjahr-Ausgabe: Eine für alle, 73-79.